

Kirche um die Synagoge dem überheblichen Vorgeben ihrer totalen Verworfenheit von vornherein Platz gemacht — um erst in unsern Tagen wieder aufgenommen zu werden.

Ohne zu bestreiten, daß solche Überheblichkeit sehr häufig an die Stelle der geziemenden heidenchristlichen Demut eines guten Paulusschülers wie Lukas (5, 39; 15, 31 gemäß Röm 11, 17 ff.) oder des brüderlich prophetischen Zorns der Apostel und Evangelisten jüdischer Herkunft getreten ist, zeigte Prof. Karl Thieme, Gernersheim (Universität Mainz), in seinem Vortrag über das Thema „Völker Gottes oder Gottes Volk?“, daß im geschriebenen und überlieferten Gotteswort daneben doch stets eine auch vom Barnabasbrief nicht dementierte, sondern ausdrücklich bestätigte Anerkennung der Unumstößlichkeit von Alt-Israels Erwählung, also letztlich Wiedervereinigung der Synagoge mit der Kirche vor dem Antlitz des zum Gericht erscheinenden Herrn ihrer beider vernommen wurde (wie es des Vortragenden einschlägiger Aufsatz in „Catholica“ XI, 1 näher ausführt). Unter entschiedener Verwerfung der bis vor kurzem noch so beliebten „Branch-Theorie“ (Petrus-, Paulus- und Johanneskirche oder dgl.) wurden hier das ursprüngliche, des verheißenen, wenn auch zunächst durch des Messias Jesu Ablehnung verscherzten Erbes gewisse Gottesvolk der Juden, das zwischenzeitlich allein rechtmäßige und sichtbare Gotteskönigtum durch den römischen vicarius Christi und die endzeitlich auch unter allen jetzt durch ignorantia invincibilis an dessen Anerkennung noch verhinderten Gottesvölkergruppen aus aller Welt (Is 19, 25!) in vier Thesen einander gegenübergestellt, die wohl als brauchbare Diskussionsgrundlage für eine katholische Standortbestimmung der wechselseitigen Positionen annehmbar sein mögen und so als Zeugnis des jetzigen status quaestionis zum Thema „Una Sancta mit den Juden?“ hier stehen sollen:

Vier Thesen zu der Frage: Völker Gottes oder „Gottes Volk“?

1. Das neutestamentliche Gotteswort (Verbum Dei scriptum et traditum) harmoniert mit dem alttestament-

lichen wie überall so auch darin, daß es die göttliche Erwählung Israels, d. h. der Juden, unter den Völkern für unumstößlich erklärt, so daß die erst später zu *einen* Herde unter dem *einen* göttlichen Hirten hinzuberufenen Heiden (Joh 10, 16) mit jenen zusammen ein „Volk aus Völkern“ zu bilden bestimmt sind, ohne in ein uniformiertes Einheitsvolk zu verschmelzen.

2. Damit ist die rein innergeschichtlich unaufhebbare, erst eschatologisch durch den wiederkehrenden Herrn zu überwindende Spannung nicht gezeugnet, die zwischen dem uneinschränkbar Anspruch der Petruskirche auf ausschließliche Legitimität und Wahrheit ihrer traditionsgemäßen Autorität und Lehre auf der einen Seite, jeder widersprechenden Verkündigung auf der anderen besteht, insofern diese Römische Kirche sich selbst als die allein rechtmäßige Form der sichtbaren Repräsentation des Gotteskönigtums auf Erden in der Zeit zwischen Christi Himmelfahrt und Parusie verstehen muß.

3. Unabhängig davon bleibt Gottes Geist frei, (a) auch durch den Protest oder Widerstand zu wirken, den jedes Erliegen der auf ihrer respektiven Legitimität bestehenden und das menschliche Wirken betonenden Gemeinschaften — Juden und Katholiken — gegenüber der ihnen eigentümlichen Versuchung zu falscher Sicherheit und Eigenmächtigkeit herausfordert, und (b) auch unter den Nichtangehörigen jener Gemeinschaften, „zerstreute Kinder“ zu sammeln, die beim jüngsten Gericht als Angehörige Seines Volkes offenbar werden.

4. „Una-Sancta“-Arbeit in Gehorsam gegen die ganze göttliche Offenbarung setzt voraus, daß wir jeden dieser drei Aspekte in seiner Art ernstnehmen — unabhängig davon, wie weit wir den aus ihnen gezogenen Konsequenzen noch widersprechen müssen, daß wir einander also — ganz ohne Preisgabe unserer eignen Sicht — als die potentiellen Bürger jenes ewigen Jerusalem gelten lassen, von denen gesagt ist: Sie werden Seine Völker sein, und Er selbst wird „Gott mit ihnen“ sein (Apk 21, 3; vgl. Ez 37, 27; Lev 26,12; Is 7, 14; 8, 8. 10; 19, 24 f.).

16. Echo und Aussprache

a) Echo

Aus einem Schreiben des H. H. Kardinals von München, Dr. Josef Wendel, das uns vom 27. 11. 1956 durch den H. H. Sekretär übermittelt wurde, bringen wir mit freundlichem Einverständnis S. Eminenz den folgenden Inhalt:

„...Für die so aufmerksame Übersendung des Heftes Nr. 33/36 Ihres Freiburger Rundbriefes läßt der Hochwürdigste Herr Kardinal herzlich danken. Mit großem Interesse hat Eminenz Einblick genommen. Ein Exemplar wurde an das Seelsorgeamt weitergeleitet, dem Referenten für ökumenische Fragen wird dieses Heft besonders empfohlen werden...“

Aus einem Schreiben des Hochwürdigsten Herrn Kapitelsvikar Dr. Ferdinand Piontek dürfen wir den folgenden Abschnitt entnehmen:

„...Die Umstellung der Deutschen in der jüdischen Frage wird sich nur sehr langsam vollziehen, und man erlebt gerade in dieser Hinsicht immer wieder schmerzliche Überraschungen und Enttäuschungen. Was sich durch Jahrhunderte ins Volk eingefressen hat, wird nur langsam überwunden...“

Mit freundlichem Einverständnis der Betreffenden bringen wir aus der Fülle der uns zugegangenen Schreiben auf den letzten Rundbrief folgende Abschnitte:

Rabbiner Dr. M. Eschelbacher schreibt aus London vom 5. 3. 1957:

„...Haben Sie abermals vielen Dank für die freundliche Übersendung des Freiburger Rundbriefes Nr. 33/36. Er ist wiederum so reich und mannigfaltig, daß ich mich auf wenige Punkte beschränken muß. Er bringt uns in Verbindung mit dem kleinen Kreis, der in unserer auseinandergerungenen Welt „ökumenisch“ denkt, und gibt uns die tröstliche Gewißheit, daß es in ihr doch Gruppen gibt, wie die Ihre, die den Appell an die Christenheit erläßt, und wie die Marienschwesternschaft in Darmstadt und die Evangelische Gemeinde in Wuppertal.

Nach Inhalt und Umfang scheint mir der wichtigste Beitrag der Vortrag von Otto Küster über die Hoffnung zu sein. Er ist ganz persönlich. Eine fesselnde Erscheinung ist der Mann, der mit innerer Freiheit „von dem Gehäuse des eigenen evangelischen Glaubensstandes Abstand nehmen“ konnte und dabei einen anderen, den jüdischen entdeckte. Wäre der Vortrag anonym erschienen, so würde man doch erkennen, daß er von Küster stammt. „Das Existenzminimum am Hoffnungsgehalt“ erinnert an „das Minimum von Menschlichkeit“, das er in seinem Plädoyer im IG-Farbenprozeß forderte, und sein schlagendes Wort von der „menschenbildenden Angst“ entstammt dem gleichen großen Auftrag, der ihm

geworden. Diese und andere Wendungen zeigen, daß sein Plädoyer aus einer großen Auseinandersetzung mit Gott und Mensch hervorgegangen ist, und daß seine innere Schau in seiner Berufsarbeit und dem Dienst, den er in ihr dem Leben selber leistet, einen ihrer Ursprünge hat. Seine christliche Gedankenwelt ist mir zu einem guten Teil fremd, und Thomas von Aquin wie Péguy sind für mich wenig mehr als Namen. Um so stärker fühle ich, wie sehr wir im letzten Grunde einig sind, und wie wir das, was er sagt, als Juden auf unsere eigene Weise aussprechen können. Er beruft sich auf die Mystiker und ihre Lehre, die Wurzel von Luthers Wort von der ‚resignatio ad infernum‘. Ich habe das zum ersten Male hier gelesen, aber als Hiobs Ausruf: ‚Siehe, Er mag mich töten, auf Ihn hoffe ich‘, ist mir das Wort von Jugend auf vertraut ...“

Dr. Saul B. Robinsohn, Gymnasialdirektor in Haifa, schreibt vom 23. 2. 1957:

„... Mit der Übersendung des Rundbriefes vom Oktober 1956 haben Sie mir eine große Freude gemacht. Ich habe alles mit Interesse, manches mit Ergriffenheit, gelesen. Das Heft hat die Runde unter vielen meiner Kollegen gemacht und wirkungsvoll seinem Zwecke gedient ...“

Die Witwe von Franz Rosenzweig, Frau Dr. Edith Scheinmann, schreibt aus Haifa vom 24. 12. 1956:

„Haben Sie vielen herzlichen Dank für die überraschende Zusendung des großen Rundbriefes, groß, nicht nur was den Umfang anbelangt. Ich lese alles mit größtem Interesse, zum Teil mit tiefer Bewegung und lasse das Heft bei Bekannten herumgehen, um den Kreis derer, die wissen sollen, daß es auch dieses „andere Deutschland“ gibt, zu vergrößern. Am bedeutsamsten scheint mir wohl die Einbeziehung des Judentums in ein ökumenisches Gespräch, und persönlich freue ich mich, mit welcher Selbstverständlichkeit mein verstorbener Mann, Franz Rosenzweig, zitiert wird.“

Aus Haifa schreibt uns eine Leserin vom 23. 12. 1956:

„... Ich möchte Ihnen sehr herzlich für die Zusendung des Freiburger Rundbriefes danken. Sie können sich kaum vorstellen, was diese Form der „Wiedergutmachung“ für mich bedeutet. — Immer wieder habe ich mich in den schrecklichen Zeiten des Hitler-Regimes gefragt, wie es gekommen ist, daß ich, die ich so lange unter dem deutschen Volk gelebt habe, es so wenig gekannt habe. Obwohl ich schon als 14jähriges Mädchen Zionistin wurde, war ich mir immer bewußt, daß mein Denken, Fühlen, Wissen, mein ganzes Sein, sehr stark im deutschen Volk, der deutschen Landschaft und vor allem der deutschen Sprache verankert war. Mein Leben hatte zwei Brennpunkte: Israel und Deutschland. Ich wuchs auf in München, einer herrlichen Stadt, in einer sehr guten Schule. Die Familie saß dort über 160 Jahre — fünf Generationen lagen auf dem jüdischen Friedhof. Ich war geboren im Jahre 1900 in der Zeit des Liberalismus. Das Leben war leicht und schön, die Synthese zwischen jüdischer und deutscher Kultur schien geflickt. Ich stamme aus einem sehr bewußt jüdischen religiösen Hause und habe mich nie meines Judentums wegen geschämt — das Joch war für mich deshalb 1933 nicht so furchtbar wie für die Juden, die sich völlig als Deutsche gefühlt haben, und ich wußte sofort im April 1933, daß es nur einen Weg für mich gibt — nach Israel; aber geschmerzt hat es mich doch, denn ich habe das deutsche Volk auch geliebt. Ich habe in ihm das geliebt, was jetzt aus Ihrem Freiburger Rundbrief wieder zu mir spricht: Die Rechtlichkeit, die Geradheit, die Schlichtheit des deutschen Menschen, die Sprache von Goethe, die deutsche Musik. — Das Höchste war mir immer die Badische Matthäus-Passion — die innige Frömmigkeit — und dieser Geist strömt nun wieder aus Ihrer Broschüre zu mir. — Ich habe mich doch nicht so geirrt. Es gibt ihn doch noch, den deutschen Menschen, den ich geliebt habe. Und dafür danke ich Ihnen! Natürlich interessiert mich auch der Inhalt der Artikel, aber vielmehr noch der Geist, in dem sie geschrieben sind. Christus war für mich immer ein Prophet, der dasselbe lehrte wie die anderen Propheten.“

16b) „Sein Blut über uns und unsere Kinder!“ Dringlichkeit einer Revision

Von Dr. Joseph Weill, vormals Professor an der Universität Strasbourg, erhalten wir den nachfolgenden Gesprächsbeitrag, dessen Anliegen viele unserer Leser überraschen wird, weil eine scheinbar längst beantwortete Frage darin als überprüfungsbedürftig erklärt wird, die nach dem Sinn des Ausrufs, mit dem „das ganze Volk“ von Jerusalem, soweit es auf dem Prätoriumsvorplatz versammelt war, nach Matth 27, 25 die Handwaschung des Pilatus beantwortet hat, durch die er die Schuld an Jesu Verurteilung von sich abschieben wollte. Wir geben zunächst Herrn Prof. Weill das Wort und lassen dann eine vorläufige redaktionelle Antwort folgen.

Eine ehrliche Annäherung des christlichen und des jüdischen Standortes würde für die Geistesgeschichte der abendländischen Zivilisation, und wahrscheinlich für die Zivilisation überhaupt, einen mächtigen Antrieb, eine überaus fruchtbare Besinnung, eine wirklichkeitsnahe messianische Hoffnung bedeuten. So erfreulich und tödlich die in dieser Richtung, besonders in Deutschland, unternommenen mutigen Versuche erscheinen, vermögen sie nur dann zu einem bleibenden Erfolg zu führen, nur dann die notwendigen tiefeschürfenden, leidenschaftslosen Änderungen der Begegnung und des Dialoges zur Folge zu haben, wenn die schwere Hypothek der in ihrer überlieferten Form sicher tendenziösen Anklage auf „Gottesmord“ ein für alle Mal gelöscht wird.

Seit zwei Jahrtausenden lastet sie auf jedem jüdischen Menschen und auf jeder jüdischen Generation bis auf den heutigen Tag als ein untragbares, unentrinnbares, unbarmherziges und unmenschliches Schicksal. Ströme unschuldig vergossenen Blutes, ununterbrochene Ketten grausamster Verfolgungen; nie verstummende Feldzüge niedrigster Verleumdung und wilden Hasses (allzu oft geschürt von den Trägern und Herolden derjenigen Religionen, die göttliche Liebe und göttliche Gnade allen Menschen der weiten Erde teilhaftig werden zu lassen sich zur ersten, verantwortungsvollen Aufgabe gemacht), Schändungen und Entehrungen, systematische, beschämende Demütigungen und hoffnungslose Entmenschung füllen zum Bersten die Akten dieses nie endenden Prozesses. Es könnte unserer Zeit nach diesen dunklen, schmerzreichen Jahren vergönnt sein, ihn zu einem gerechten Ende zu führen.

Niemand ist zu unwichtig, zu unerfahren, zu unwissend, zu klein, um nicht zu der Erreichung dieses hohen Zieles mit ganzer Kraft mitzuhelfen. Es bedarf dazu dieser Liebe zum Nächsten, deren göttliches Gebot die religiösen Beziehungen unter allen Menschen, ohne Ansehen, ohne Unterschied des Glaubens, der Herkunft, des Bekenntnisses, der Farbe, belebt und erwärmt. Aus dieser Liebe zum Mitmenschen, dieser messianischen Hoffnung auf eine Verbrüderung der menschlichen Gesellschaft, hat das verfemte, verfolgte, verachtete jüdische Volk die Kraft zu einer Geduld des Abwartens geschöpft, die in der Geschichte seinesgleichen sucht. So ist letzten Endes der Antisemitismus auf der geistigen Ebene keine Angelegenheit des jüdischen Volkes, sondern der Umwelt und nicht zuletzt der christlichen Umwelt.

Die Anklage des jüdischen Volkes auf Gottesmord ist in folgenden Sätzen des Evangeliums formuliert: „Und das ganze Volk antwortete: Sein Blut falle auf uns und auf unsere Kinder zurück“ (Matth 27, 24–25). Man kennt wohl kein anderes Beispiel einer selbst bis zur Weißglut des zürnenden Hasses getriebenen Volksmasse, die freiwillig die ausschließliche Verantwortung einer Hinrichtung auf sich nähme, anstatt, sogar ungerechterweise, das Opfer damit zu belasten. Und dieses Volk scheut anscheinend nicht einmal das Schicksal der Kinder mit dieser Tötung zu verflechten. Vollauf da es sich um eine jüdische Menschenmasse handelt, für die Blut das Symbol der von Gott eingeflochtenen Seele bedeutet, so daß sogar Blut von Tieren niemals genossen noch gebraucht werden darf, „auf die Erde sollst du es vergießen wie Wasser“, (Lev 19, 13), und die von der Furcht etwa unschuldig vergossenen Blutes geradezu und immerfort gequält erscheint.

Eine Untersuchung sämtlicher in der Bibel (AT) vorkommenden Stellen, an denen diese Wendung gebraucht wird: